

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj. Deutsch von Adolf Geh.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Wie sehr die mehreren Hunderttausend Menschen auf einem kleinen Platz sich auch bemühten, den Boden zu verderben, auf dem sie sich zusammengedrängt hatten; wie sehr sie auch die Erde mit Steinen verkrümelten, damit nichts auf ihr wüchse, und jedes hervorsprossende Gälmdchen ausrauten, und mit Steinkohlen und Naphtha Qualm entwickelten, und die Bäume beschnitten, und alle Tiere und Vögel verschächten — es war doch Frühling; Frühling überall, auch in der Stadt. Die Sonne wärmte; frisches Gras wuchs und grünte aller Orten, wo man es nicht wegkrachte, nicht nur auf den Rasenplätzen der Bonlewards, sondern auch zwischen den Steinfliesen; und Birken, Pappeln und Ahornbäume entfalteten ihre klebrigen, duftenden Blätter; an den Linden schwellen die aufbrechenden Knospen; Dohlen, Sperlinge und Tauben bauten frühlingsfreudig schon ihr Nest, und die Fliegen summten sonnen-durchwärmt an der Wand. Fröhlich waren Baum und Strauch, und Vögel und Insekten und die Kinder. Aber die Menschen — die großen, erwachsenen Menschen hörten nicht auf, sich zu betrüben und zu quälen. Sie waren der Meinung, daß heilig und wichtig nicht dieser Frühling-morgen sei, nicht diese Schönheit der Gotteswelt, die allen Kreaturen zur Freude gegeben, zum Frieden, zur Liebe und Eintracht stimmte — sondern sie hielten für wichtig und erhaben das, was sie selbst ausgedacht hatten, um übereinander zu herrschen.

So galt im Bureau des Gouvernementsgefängnisses für heilig und wichtig nicht die allen Menschen und Tieren innewohnende Frühlingsfreude und Frühlingserquickung, sondern der tags zuvor unter Band und Siegel eingetroffene Befehl, laut welchem die zuletzt im Gefängnis eingelieferten Arrestanten — zwei Frauen und ein Mann — heute, am 28. April, 9 Uhr morgens, vorgeführt werden sollten. Eine der beiden Frauen, die Hauptverbrecherin, sollte allein erscheinen. Und so betrat denn auf Grund dieser Ordre am 28. April, um 8 Uhr morgens der Oberaufseher den dunkeln, übertriebenen Korridor der Frauenabteilung. Hinter ihm trat in den Korridor ein Weib mit vergrämkten Zügen und wirren, grauem Haar, in einem Kleid, dessen Ärmel mit Treffern besetzt waren und um dessen Taille eine blaue Borte lief. Das war die Aufseherin.

„Wollen Sie die Maslowa?“ fragte sie und trat bei einer der Thüren, die in den Korridor mündeten, an den dienstthuenden Aufseher heran.

Der Aufseher schloß mit dem Schlüsselbund klirrend das Schloß auf, öffnete die Zellentür, aus der ein noch widerlicherer Geruch ausströmte als aus dem Korridor, und rief:

„Maslowa, vor Gericht!“

Dann lehnte er die Thür wieder an und wartete.

Selbst im Gefängnis war ein belebender, frischer Feldgeruch zu spüren, den der Wind in die Stadt getragen hatte. Aber im Korridor lag ein erstickender Dunst von Birkenholz und Nadelholz, der jeden hier Eintretenden alsbald verdrießlich und traurig stimmte. Das erfuhr, trotzdem sie an die schlechte Luft gewöhnt war, auch die Aufseherin an sich, sobald sie vom Hof aus den Korridor betrat. Sie verspürte plötzlich Müdigkeit und wollte einschlafen.

In der Zelle ertönte unruhiges Treiben: Frauenstimmen und barfüßige Schritte.

„Geschwind sage ich! Müß' Dich, Maslowa!“ rief der Oberaufseher in die Zellentür.

Zwei Minuten darauf trat festen Schritts ein nicht großes, junges, sehr vollbusiges Weib aus der Thür heraus, wandte sich kurz um und stellte sich neben den Aufseher. Sie trug einen grauen Rock über einem weißen Leibchen und Unterkleid. An den Füßen hatte sie leinene Strümpfe, über den Strümpfen grobe Bauernschuhe, wie sie die Gefangenen tragen; ihren Kopf umschlang ein weißes Tuch, unter welchem, offen-

bar abichtlich, schwarze wirre Haarlöcher hervorgezupft waren. Das ganze Gesicht des Weibes zeigte jene besondere Blässe, welche Leuten eigen ist, die lange Zeit hinter Schloß und Riegel zugebracht haben und welche an die Farbe von Starkoffelweizen im Keller erinnert. Eben solche Farbe hatten auch die kleinen breiten Hände und der weiße, volle, hinter dem großen Kleidertrager sichtbare Hals. In dem Gesicht überraschten, namentlich bei der matten Blässe, sehr schwarze, glänzende, etwas geschwollene, aber sehr lebhaft Augen, von denen das eine ein wenig schielte. Sie hielt sich sehr gerade und warf sich stark in die volle Brust. Im Korridor angekommen, legte sie den Kopf zurück, schaute dem Aufseher gerade in die Augen und stand da, seiner Befehle gewärtig. Der Aufseher wollte die Thür schon schließen, als sich aus ihr das blasse, strenge, runzelige Gesicht einer alten Frau in bloßem Kopf hervorschob. Die Alte begann der Maslowa etwas zu sagen, aber der Aufseher schlug der Alten die Thür vor der Nase zu und der Kopf verschwand. In der Zelle erklang weibliches Lachen. Maslowa lächelte ebenfalls und wandte sich zu dem kleinen Gitterfenster in der Thür. Die Alte auf der andern Thürseite lehnte sich gegen das Fenster und sagte mit schriller Stimme:

„Sag' ja nicht zu viel; bleib bei dem einen, und damit basta!“

„Wenn's nur ein Ende nähme, schlimmer wird's nicht werden!“ sagte Maslowa.

„Ein Ende sicher, aber nicht zwei,“ sagte der Aufseher mit beamtenmäßiger Ueberzeugung von seinem Scharfsinn. „Mir nach, vorwärts!“

Das durch das Fenster sichtbare Auge der Alten verschwand; Maslowa aber trat in die Mitte des Korridors und ging mit schnellen, kleinen Schritten hinter dem Aufseher her. Sie stiegen eine steinerne Treppe hinab, gingen an den noch übler als die Weibszellen riechenden, geräuschvollen Männerzellen vorüber, aus deren Thürfenstern ihnen überall Blicke folgten, und traten in das Bureau, wo schon zwei Gefangenentransporteur mit Gewehren standen. Ein Schreiber reichte von seinem Platze aus dem einen Soldaten ein von Tabakdunst geschwängertes Schreiben hin, deutete auf die Gefangene und sagte: „Nimm die.“ Der Soldat, ein Nishegorodsker Bauer mit rotem, pockenartigem Gesicht, steckte das Schreiben in den Ärmelausschlag seines Mantels, lächelte und blinzelte seinem Kameraden, einem Schuwaschen mit breiten Backenknochen, wegen der Gefangenen zu. Dann stiegen die Soldaten mit der Gefangenen die Treppe hinab und traten zum Hauptausgang.

In der Thür des Hauptausgangs wurde eine Pforte geöffnet; die Soldaten schritten mit der Arrestantin über die Pfortenschwelle auf den Hof, traten aus dem ummauerten Raum hinaus und gingen durch die Stadt, mitten auf den gepflasterten Straßen.

Aufseher, Hörer, Köchinnen, Arbeiter, Beamte blieben stehen und schauten neugierig die Gefangene an; manche schüttelten den Kopf und dachten: „Dahin führt solch ein schlechter Lebenswandel, der dem unsrigen nicht gleicht.“ Kinder schauten erschreckt die Räuberin an und blieben mir deshalb ruhig, weil hinter ihr Soldaten gingen und sie ihnen jetzt nichts thun konnte. Ein Bauer vom Lande, der Kohlen verkauft und im Wirtshaus Thee getrunken hatte, trat zu ihr, bekrugte sich und gab ihr einen Stopefen. Die Arrestantin wurde rot, senkte den Kopf und murmelte etwas vor sich hin.

Als sie die auf sich gerichteten Blicke fühlte, schielte sie unmerklich, ohne den Kopf zu wenden, nach denen hin, die sie ansahen, und die auf sie verwandte Aufmerksamkeit machte ihr Vergnügen. Vergnügen machte ihr auch die im Vergleich mit der Zuchthausluft reine Frühlingluft, doch schmerzte sie das Gehen auf den Steinen, da ihre Füße des Gehens entwöhnt und mit plumpen Strümpfenschuhen bekleidet waren, und sie sah auf ihre Füße und bemühte sich, möglichst leicht aufzutreten. Als sie an einer Mehlbude vorbeischnitt, vor welcher, von niemand gestört, Tauben hin und her trippelten, hätte die Arrestantin beinahe eins der schwarzblauen Tierchen mit dem Fuße berührt; die Taube flatterte auf, schlug mit den Flügeln und flog dicht am Kopf der Arrestantin vorbei, so daß diese den Luftzug spürte. Sie

Lächelte und seufzte dann schwer. Ihr Schicksal war ihr wieder ins Bewußtsein getreten.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte der gefangenen Maslowa war eine sehr gewöhnliche Geschichte. Maslowa war die Tochter einer unverheirateten Hofmagd, die zu Lebzeiten ihrer Mutter, einer Viehmagd, auf dem Lande bei Gutsbesitzerinnen gelebt hatte. Diese unverheiratete Magd gab alljährlich einem Kinde das Leben, und wie das gewöhnlich auf dem Lande geschieht, wurde das Kind getauft, aber dann nährte die Mutter den unwürdigen, unnütigen Erdenbürger nicht mehr, der sie bei der Arbeit störte, und so starb das kleine Wesen bald vor Hunger.

Auf diese Weise waren fünf Kinder gestorben. Alle waren getauft, dann nicht mehr genährt und gestorben. Das sechste Kind — von einem durchwandernden Zigeuner — war ein Mädchen, und sein Los wäre ein gleiches gewesen; aber da geschah es, daß eins von den alten Fräulein den Kuhstall betrat, um den Mägden einen Verweis wegen der Sahne zu erteilen, die nach der Kuh schmeckte. Im Viehstall lag die Wächnerin mit einem schönen gesunden Kinde. Das alte Fräulein schalt sowohl wegen der Sahne, als auch deswegen, weil man eine Wächnerin in den Stall gelassen hätte, und wollte schon fortgehen, als sie das Kind erblickte, Mitleid mit ihm empfand und sich erbot, Taufpatin bei ihm zu sein. Sie hob das Mädchen wirklich aus der Taufe, sorgte dann für das Kind, gab der Mutter aus Mitleid mit dem Patentkude Milch und Geld, und das Mädchen blieb am Leben. Die alten Fräulein nannten sie infolgedessen die „Gerettete“.

Das Kind war drei Jahre alt, als seine Mutter erkrankte und starb. Der Großmutter fiel das Enkelkindchen bald zur Last, und dann nahmen die alten Fräulein das Mädchen zu sich. Das schwarzzüngige Kind wurde ungewöhnlich lebhaft und niedlich, und die alten Fräulein hatten ihre Freude an ihm.

Es waren zwei alte Fräulein vorhanden: die jüngere, gutmütigere — Sofja Iwanowna, die bei dem Mädchen Gebatter gestanden hatte, und die ältere, strengere — Marja Iwanowna. Sofja Iwanowna pußte und unterrichtete das Kind und wollte ein gebildetes Mädchen aus ihm machen. Marja Iwanowna sagte, man müsse es zur Arbeiterin, zu einem guten Stubenmädchen heraubilden; sie war deshalb anspruchsvoll, bestrafte und schlug sogar das Mädchen, wenn sie übel gelaunt war. So wurde unter dem Einfluß beider aus dem Kind halb ein Stubenmädchen und halb eine Dame. Man gab ihr auch einen Namen, der so in der Mitte stand, und nannte sie nicht verächtlich Katja und nicht mit Kofenamen Katenka, sondern einfach Katjuscha. Sie nähte, räumte die Zimmer auf, pußte die Heiligenbilder, brannte und malte Kaffee und reichte ihn herum, wusch seine Wäsche und saß bisweilen bei den Fräulein und las ihnen vor.

Katjuscha erhielt mehrfach Heiratsanträge, aber sie nahm keinen, an in dem Gefühl, daß ein Zusammenleben mit diesen arbeitenden Leuten, die um sie freiten, ihr schwer fallen würde, nachdem sie durch die Süßigkeit des Herrenlebens verwöhnt worden war.

So lebte sie bis zum sechzehnten Jahre. Als sie aber sechzehn Jahre alt geworden war, kam zu den Fräulein deren Nefse, ein reicher Student, und Katjuscha, die weder sich noch ihm das eingestehen mochte, verliebte sich in ihn. Dann kehrte zwei Jahre später derselbe Nefse auf dem Weg in den Krieg bei seinen Tanten ein, brachte vier Tage bei ihnen zu, verführte und betrog Katjuscha, händigte ihr am letzten Tag einen Hundertrubelschein ein und reiste davon.

Von der Zeit an wurde sie gegen alles gleichgültig und dachte nur daran, wie sie die Schande loswerden könnte, die ihrer wartete, und begann den Fräulein nicht nur ungerne und unfreundlich aufzuwarten, sondern — sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber es brach plötzlich aus ihr heraus — sie sagte den Fräulein Grobheiten, die sie nachher selbst bereute, und bat dann um ihre Entlassung.

Und die Fräulein, die sehr unzufrieden mit ihr waren, entließen sie auch. Von ihnen kam sie als Stubenmädchen zu einem Kreisrichter, konnte hier aber nur drei Monate bleiben, weil der Richter, ein alter Mann von 50 Jahren, ihr nachstellte; als er einmal besonders zudringlich wurde, brauste sie auf, nannte ihn „Schafstopp“ und „alter Teufel“ und stieß ihn derart vor die Brust, daß er hinsiel. Da jagte man sie wegen Grobheit fort. In Stellung konnte sie nicht wieder gehen, weil

ihre Zeit bald kommen mußte; so nahm sie Wohnung bei einer Hebamme auf dem Lande, die mit Branntwein handelte.

Die Geburt wurde ihr leicht. Aber die Hebamme hatte auf dem Lande bei einer kranken Frau zu thun und steckte Katjuscha mit dem Kindbettfieber an, und das Kind, ein Knabe, wurde ins Findelhaus gebracht, wo es, wie die Alte, die ihn hingebracht, erzählte, gleich nach seiner Ankunft starb.

Alles Geld, das Katjuscha bei sich hatte, als sie bei der Hebamme Wohnung nahm, waren hundertsiebenundzwanzig Rubel: siebenundzwanzig waren ihr Verdienst und die hundert waren die ihr vom Verführer gegebenen. Als sie aber die Hebamme verließ, blieben ihr noch sechs Rubel. Sie wußte das Geld nicht bei sich zu behalten und gab für sich und andre, die sie um etwas baten, alles aus. Die Hebamme hatte ihr für den Unterhalt — Nahrung und Thee — in zwei Monaten vierzig Rubel abgenommen; fünfundzwanzig gingen für Ablieferung des Kindes drauf; vierzig Rubel borgte ihr die Hebamme für eine Kuh ab; zwanzig wurden für Kleider und Wäschereien ausgegeben und so kam es, daß Katjuscha nach ihrer Genesung kein Geld mehr besaß und eine Stellung suchen mußte. Sie fand Stellung bei einem Förster. Der Förster war ein verheirateter Mann, stellte ihr aber, gerade wie der Kreisrichter, vom ersten Tage an nach. Sein Weib erfuhr das, und als sie einst ihren Mann mit Katjuscha allein in der Kammer fand, stürzte sie auf sie los, um sie zu schlagen. Katjuscha gab aber nicht nach, und es entstand ein Streit, in Folge dessen man sie aus dem Hause jagte, ohne ihr Lohn zu bezahlen. Da fuhr Katjuscha in die Stadt und blieb bei ihrer Tante. Der Mann der Tante war Buchbinder, und es war ihm früher gut gegangen, aber jetzt hatte er seine ganze Kundschaft verloren und vertraut alles, was ihm unter die Hände kam.

Die Tante besaß eine kleine Wäscherei und ernährte damit sich und ihre Kinder und unterstützte ihren heruntergekommenen Mann. Sie schlug der Maslowa vor, bei ihr als Wäscherin einzutreten. Aber die Maslowa hatte das schwere Leben der Wäscherinnen bei ihrer Tante stets vor Augen und zögerte deshalb und suchte im Mietzcomptoir eine Dienstbotenstelle. Die fand sie denn auch bei einer Dame mit zwei Söhnen, die das Gymnasium besuchten. Eine Woche nach ihrem Dienstantritt begann der älteste, ein schnurbärtiger Primaner, die Schule zu vernachlässigen und ließ der Maslowa keine Ruhe mehr. Die Mutter gab Maslowa an allem Schuld und lohnte sie ab. Eine neue Stelle fand sich nicht gleich, aber es traf sich, daß Maslowa im Gesindevermietungs-Bureau einer Dame mit Ringen und Armbändern an den dicken bloßen Händen begegnete. Als diese Dame erfuhr, daß Maslowa eine Stelle suchte, gab sie ihr ihre Adresse und lud sie zu sich ein. Die Maslowa kam auch. Die Dame empfing sie freundlich, bewirtete sie mit Kuchen und süßem Wein und schickte ihr Dienstmädchen irgendwo hin. Abends trat ein hoher Herr mit langem, grauem Haar und grauem Bart ins Zimmer; dieser Alte setzte sich alsbald zur Maslowa und that zärtlich mit ihr. Die Wirtin rief ihn in das Nebenzimmer und Maslowa hörte, wie die Wirtin ihm sagte: „Eine frische, vom Lande!“ Dann rief die Wirtin Maslowa heraus und erzählte ihr, daß sei ein Schriftsteller, der sehr viel Geld hätte und dem nichts Leid thäte, wenn sie ihm gefiele. Sie gefiel und der Schriftsteller gab ihr fünfundzwanzig Rubel und versprach ihr, sich häufiger mit ihr zu treffen. Das Geld ging sehr bald für den Lebensunterhalt bei ihrer Tante und für ein neues Kleid, Gut und Vänder drauf. Einige Tage später schickte der Schriftsteller zum zweitenmal nach ihr. Sie kam. Er gab ihr noch fünfundzwanzig Rubel und schlug ihr vor, in eine separate Wohnung zu ziehen.

In dieser Wohnung, die der Schriftsteller gemietet hatte, gewann Maslowa einen lustigen Commis lieb, der auf demselben Hofe wohnte. Sie machte selbst dem Schriftsteller davon Mitteilung und siedelte in eine abgeschlossene kleine Wohnung über. Der Commis aber, der ihr versprochen hatte, sie zu heiraten, ließ sie, ohne ein Wort zu sagen, einfach sitzen und fuhr nach Nischni. Sie wollte allein in dem Hause wohnen bleiben, aber das erlaubte man ihr nicht. Da ging sie wieder zu ihrer Tante. Als die Tante das moderne Kleid, den Umhang und Hut erblickte, nahm sie sie unterwürfig auf und wagte nicht mehr, ihr die Stelle als Wäscherin anzubieten, da sie der Meinung war, daß Katjuscha jetzt eine höhere Lebensstufe erklommen hätte. Für Maslowa war gar nicht mehr die Rede davon, ob sie Wäscherin werden wollte oder nicht. Sie sah mitleidig auf das

Sträflingsleben in den Vorderzimmern herab, das die blaffen, dünnarmigen Wäscherinnen führten, von denen einige, infolge des Wäschens und Plättens im Seifendunst, bei dreißig Grad, mit winters und sommers offenen Fenstern, schon schwindstüchtig waren — und erschraf bei dem Gedanken, daß auch sie in diese Strafanstalt eintreten sollte. Um diese Zeit wurde sie von einer Frau besucht, die öffentliche Häuser mit Mädchen versorgte.

Maslowa rauchte schon lange, aber in letzter Zeit hatte sie auch immer besser und besser das Trinken gelernt. Der Branntwein zog sie nicht nur deshalb an, weil er ihr wohl-schmeckend schien, sondern ganz besonders, weil er ihr die Möglichkeit verschaffte, all ihre schweren Erlebnisse zu vergessen. Außerdem gab er ihr Ungezwungenheit und Selbstbewußtsein, das ihr sonst abging. Ohne Wein war sie stets verdrießlich und schämte sich. Maslowa hatte zu wählen: entweder die erniedrigende Stellung einer Dienstmagd, in welcher ihrer sicher Verfolgungen von seiten der Männer warteten, oder ein sorgloses, ruhiges, gesetzlich zulässiges Leben in einem öffentlichen Hause. Durch dieses letztere gedachte sie sich an ihrem Verführer und dem Commis und an allen Leuten, die ihr Böses gethan, zu rächen. Außerdem — und das gab bei ihr den Ausschlag — war es verlockend, daß sie sich in dem Hause so viele Kleider machen lassen konnte, wie sie nur wollte — von Sammet und Seide und Ballkleider mit bloßen Schultern und Armen. Und als Maslowa sich ausmalte, wie sie im hellgelben Seidenkleid mit schwarzer Sammetgarnitur ansehn würde — da konnte sie nicht mehr widerstehen.

Am selben Abend nahm die Vermittlerin einen Wagen und führte sie in das berühmte Haus der Karoline Albertowna Kitajewa.

Von der Zeit an begann für Maslowa das Leben chronischer Vergehen gegen menschliche und göttliche Gebote, das Tausende und Abertausende von Frauen, nicht nur mit Erlaubnis, sondern unter dem Schutz der Regierung führen, und das bei neuem Zehnteln mit schmerzhaften Krankheiten, frühzeitiger Hirnverfälschung und dem Tode endigt.

Sieben Jahre führte die Maslowa dieses Leben. Während dieser Zeit wechselte sie zweimal das Haus und war einmal im Krankenhaus. Im achten, als sie sechsundzwanzig Jahre alt war, geschah mit ihr dasjenige, weshalb man sie ins Zuchthaus gesteckt hatte und jetzt vor Gericht brachte, nach sechsmonatlichem Aufenthalt im Gefängnis zwischen Mörderinnen und Diebinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Tolstoj's „Auferstehung“

Ein moderner Litteraturhistoriker meint, daß der europäische Einfluß, der sich in den achtziger Jahren in unserem Schrifttum geltend machte, seinen Grund in dem Umstand hatte, daß durch die entwerfende Gründerlitteratur der Zusammenhang mit den guten Traditionen unsres Volkes abgebrochen war. Falls der Zusammenhang bestanden hätte, wäre die litterarische Jugend am Ende im Lande geblieben und hätte an Heibel und andre angelehnt. Ohne die Schmach zu unterschätzen, die die kapitalistischen Organe der Gründerjahre über unsre Litteratur gebracht haben, müssen wir dieser Auffassung doch widersprechen. Die Bewegung der Jugend, die damals einsetzte, richtete sich nicht nur darauf, wieder wirkliche Kunst ins Leben zu rufen. Wirkliche Kunst hätte sie freilich bei Heibel, Ludwig und andern auch finden können und hätte sie trotz Lindau und Blumenthal auch gefunden, da die nachmärzliche Litteratur zwar aus dem Bewußtsein des Publikums, nicht aber aus ihrem Bewußtsein geschwunden war. Sie wollten indessen mehr als bloße Kunst. Sie wollten eine Kunst, die mit moderner Technik das stürmisch pulsierende Leben der Gegenwart bewältigte, und da konnten ihnen auch die besten Traditionen der eignen Litteratur nichts nützen. Im Deutschen Reich hatte eben die neue Zeit keine neue Dichtung gebracht, ausgenommen jene berufene, deren geistvoller Vertreter Paul Lindau war. Im Ausland dagegen war eine Litteratur entstanden, die zugleich groß und modern war. Es ist nicht nur verzeihlich, es ist einfach ein Verdienst der damaligen Jugend, daß sie ins Ausland ging und dort hofte, was zu Hause nun einmal nicht zu finden war. Norveger, Franzosen und Russen begannen bei uns heimisch zu werden. Jenseits Dramen wurden gelesen, bewundert, kritisiert und schließlich sogar auf die Bühne gebracht. Dostojewskis Verbrecherroman „Kaschkinow“ hinterließ einen fürchtbaren Eindruck in den jungen Gemütern und war zugleich ein gewaltiges Werk der psychologischen Methode. Zolas Romane erregten Sensation durch ihre rücksichtslose Wahrheitsliebe und weckten in Deutschland begabte Schüler. Garborg, Kjelland, Lie und die unendlich feine und tiefe Stimmungskunst des Dänen Jakobson zogen

ins Land und fanden ihr Publikum. Eine Zeit mannigfacher Anregung, meinetwegen auch mannigfacher Thorheit, aber vor allem eine Zeit eifriger Arbeit brach an, und in dieser Zeit war es, daß auch Tolstoj in Deutschland ein größeres Publikum fand und zu wirken begann.

Sein neuester Roman „Auferstehung“ giebt ein umfassendes Bild der modernen russischen Gesellschaft. Man freut sich über Zeichnung und Farbe des Buchs. Es ist eine interessante, gemüßreiche und wertvolle Lektüre. Der Roman gehört nicht zu denen, die uns tief in die Abgründe des menschlichen Seelenlebens blicken lassen. Er gehört nicht zu der psychologischen Schule, der der oben-erwähnte Roman Dostojewskis beizuzählen ist. Vom Innenleben des Helden erfahren wir im Verhältnis zu dem Umfang des Buchs eigentlich wenig. Der große Umfang des Werkes zeigt übrigens, worauf es Tolstoj angekommen ist. Das Menschliche der Dichtung, das im eigentlichsten Sinn Wortkunst der Kunst ist, hätte sich auf geringerem Raum erlebigen lassen. Tolstoj wollte aber das moderne Rußland zeigen und war daher gezwungen, seinen Roman breit und groß anzulegen. Er läßt in der That sehr vieles an unserm geistigen Auge vorüberziehen. Das Elend des Kriminalgefängnisses, das luxuriöse Leben der Gardeoffiziere, geschäftsmäßig und kalt geführte Gerichtsverhandlungen, Ministerpaläste und Bauernhöfchen — all das lernen wir in breiten Bildern kennen. Aber nicht diese Bilder an sich bilden das eigentlich Interessante des Buchs. Der eigentümliche Gesichtswinkel, unter dem sie gesehen sind, ist es, der der Dichtung ihren besonderen Reiz verleiht. Tolstoj hat die Bilder, die er giebt, nicht als Künstler gesehen oder wenigstens nicht nur als Künstler. Sein Schauen war nicht nur (wie jedes andere auch) durch sein Temperament bedingt, sondern überdies durch eine bestimmte ethische Anschauung, die seinen Geist gefangen hält. Er sieht die Bilder und richtet sie zugleich nach seinen social-ethischen Principien; er sieht sie als Gesellschaftskritiker und giebt dann als Dichter wieder, was er gesehen hat.

Zu der Kritik weichen wir freilich von ihm ab. Er mißt die historisch gewordene und historisch zu begreifende Gesellschaft an den abstrakten Lehren des Christentums und gelangt so zu einem verdamnenden Urteil. In dem negativen Ergebnis stimmen wir mit ihm überein, wenn wir auch weder seine Methode billigen können, noch den Weg, den er gehen will, um zu besseren Zuständen zu gelangen. Seine evangelischen Zukunftsströme halten wir eben für Träume, und in der asketischen Form, die sie bei ihm annehmen, nicht einmal für lodende Träume. Trotzdem interessiert uns sein Buch nicht nur als Dichtung, sondern auch als ein gewichtiger Beitrag zur Gesellschaftskritik. Wie die feudale und kleinbürgerliche Kritik manche Seite der bürgerlichen Gesellschaft in ein besonders helles Licht zu rücken weiß, so sieht auch Tolstoj manche Dinge scharfer, als sie ein anderer sehen könnte. Er zeigt recht deutlich die grauenhafte Unvernunft der Verhältnisse, unter denen der russische Bauer lebt, ohne freilich im Positiven über ziemlich harmlose Vorschläge hinauszukommen. Besser und scharfer als die Unvernunft der russischen Zustände sieht er die Nichtigkeit und Leere des Treibens in den oberen Gesellschaftsklassen. Hier kommen ihm zwei Umstände zu statten. Einmal hat er das Treiben in der nächsten Nähe kennen gelernt, und zum andern muß grade seinen asketischen Anschauungen das sinnliche Amüsament dieser Kreise besonders verhaßt sein. Hier sieht Tolstoj scharfer und unerbittlicher, als ein anderer Kritiker von einem anderen Standpunkt aus es können würde. Hier haben die Bilder, die er entwirft, einen Reiz, den man bei andern Dichtern vergeblich sucht. Mit erbittertem Radikalismus schildert er, was er gesehen hat: die schlechteste Verfehlung der Sinnlichkeit in der Konversation mit dekorierten Damen, die Koffetterie, die sich in ein ernstes Gespräch nur einläßt, um den Ernst zum Knippler zu machen, den folgenreichen Einfluß, den die Protektion oder der Haß einer schönen Dame haben kann, die Brutalität der höheren Militärs und die bodenlose Unwissenheit der Bureaucratie. Man braucht nur die folgende Stelle zu lesen, in der er einen Durchschnittsarifokraten schildert und man wird erkennen, daß Tolstoj's Kritik hier scharf und schneidend ist. Graf Zwan Michajlowitel — so erzählt der Dichter — war ein Minister außer Diensten und ein Mann von sehr festen Ueberzeugungen. Die Ueberzeugungen des Grafen Zwan Michajlowitel bestanden von Jugend auf darin, daß, wie es dem Vogel eigen ist, sich von Würmern zu ernähren, mit Federn und Dämmen bekleidet zu sein und in der Luft zu fliegen, so sei es ihm eigentümlich, sich von teuren Gerichten zu ernähren, die von teuren Köchen bereitet werden, mit den bequemsten und teuersten Kleidern bekleidet zu sein, mit den ruhigsten und schnellsten Pferden zu fahren, und daß deswegen alles für ihn bereit sein müsse. Außerdem glaubte Graf Zwan Michajlowitel, daß je mehr veredelbarartige Einkünfte er von der Krone zu beziehen habe und je mehr Orden er besitze, und je öfter er hochgestellte Personen beiderlei Geschlechts sehen und sprechen könne, um so besser werde es für ihn sein. Alles übrige aber hielt Graf Zwan Michajlowitel im Vergleich zu diesen Grunddogmen für nichtig und unwichtig. Alles übrige mochte so oder vollkommen umgekehrt sein. Diesem Glauben entsprechend lebte und wirkte Graf Zwan Michajlowitel in Petersburg 40 Jahre lang, und nach Ablauf dieser 40 Jahre gelangte er zu einem Ministerposten.

Die feine und schneidende Ironie, die diese kleine Charakteristik auszeichnet, bligt immer wieder hervor, wo Tolstoj das Leben der

„höheren“ Kreise schärfert, und eben diese Ironie, die so trefflich den Nimbus vernichtet, scheint uns das eigentlich Wertvolle der Dichtung zu sein, sowohl in sozialkritischer als auch in künstlerischer Hinsicht. Künstlerisch ist sie nämlich die persönliche Nuance, die den Roman von andern Romanen unterscheidet. —

Kleines Feuilleton.

1. Gefälschte Goldlager. In der „Französischen Allgemeinen Bergwerks-Rundschau“ veröffentlicht der Minen-Ingenieur Braede einen Aufsatz über die Betrügereien, die beim Verkauf von Goldminen benutzt werden, um dem Käufer den Gehalt des Goldlagers möglichst groß erscheinen zu lassen. Eines der plumpsten Verfahren besteht darin, einen blinden Hüftenschuß in das Ausgebende einer Goldader abzugeben, wobei die angewandte Patrone mit Goldpulver gefüllt ist. Die kleinen Goldblättchen legen sich dann in sehr natürlicher Weise auf den Quarz auf und rufen den Eindruck hervor, als ob das Gestein in höchstem Grade goldhaltig wäre. Dieser Betrug ist leicht nachzuweisen, indem man mit Dynamit die oberste Schicht der Quarzader fortsprengt und sich so davon überzeugt, daß die Ader im Innern ein ganz andres Aussehen hat. Schlimmer ist schon die Sache, wenn das zur Sprengung benutzte Dynamit selbst vorher präpariert und mit Goldstaub versetzt wird. Nach der Sprengung heftet sich dann das Gold auf die frisch blosgelagerten Flächen des gesprengten Quarzes. Gegen diesen Täuschungsversuch wird der erfahrene Ingenieur durch die Gewohnheit gewappnet sein, gerade die ihrem Kernern nach goldreichsten Proben am ehesten für verdächtig zu halten. Er wird alle Quarzstücke mit sichtbarem Goldgehalt beiseite schieben, weil sie die Analyse vollständig fälschen und zu hohe Ergebnisse liefern. In jedem Fall wird er die zu untersuchende Gesteinsprobe niemals von den losgesprengten Blöden nehmen, sondern sich noch etwas aus dem anstehenden Gestein mit der Pike herauslösen. Der Quarz einer Goldader enthält stets in seiner ganzen Masse eine gewisse Menge von feinem Gold, und wenn dieses in einer Probe gänzlich fehlt, so ist schon ohne weiteres auf einen Betrug zu schließen. Gewohnheitsmäßig wird an Ort und Stelle etwas von dem Quarz in einem Mörser zerstoßen, um nachher auf Gold gewaschen zu werden. Inwiefern wird denn auch der Mörser vorher präpariert und mit Gold „eingesetzt“, oder es werden kleine Kerben in der Mörserleiste angebracht und in diese Goldstaub eingeführt, der durch eine kleine mit Graphit geschwartzte Menge Thon festgehalten wird. Während nun der Quarz zerstoßen wird, löst sich das Gold von dem Mörser oder der Keule ab und mischt sich unter die zerleinerten Massen. Das Gegenmittel gegen diesen Betrug ist ein sehr einfaches: Man nimmt zuvor ein Stück gewöhnliches Gestein, zerstört es in dem Mörser und wäscht es dann, giebt es einen Goldgehalt, so liegt der Betrug zu Tage. Dieses Verfahren liegt nahe, da ohnehin stets nach einem Stück goldreichen Quarzes ein Stück gewöhnliches Gestein im Mörser zerstoßen wird, damit sich das von der vorigen Probe zurückgebliebene Gold von den Wänden des Mörsers löst. Wenn nun der zerstoßene Quarz geschlemmt werden soll, so wird der erfahrene Ingenieur sich wohl hüten, einen andern zu dieser Arbeit zuzulassen, denn der Verkäufer könnte unter seinen Fingernägeln Goldpulver verborgen haben und dieses bei der Berrichtung des Schlemmens in die Probe einschmuggeln. Wenn die Säcke mit den für die Untersuchung bestimmten Proben geschlossen und versiegelt sind, so sind sie noch immer nicht vor einer Fälschung sicher, weil mit einer Morphiumspritze eine Lösung von Chlorgold durch die Wand des Sacks hineingespritzt werden kann. —

Musik.

Trotz winterlicher Stürme naht die Frühjahrszeit, und trotz nahender Frühjahrszeit brausen die winterlichen Konzertsürme weiter. Nur bei genauem Zusehen merkt man eine kleine Abnahme der Ueberzahl von Konzerten, und zwar gilt diese Abnahme am ehesten den kleinen Konzerten der erst emporstrebenden Solisten. Die größeren, mehr der Kunst und dem Publikum als den Künstlern dienenden Konzerte treten darum um so merkwürdiger hervor. Gerade in der nächsten Zeit sieht manches Besondere bevor. Massenets für uns noch neue „Maria Magdalena“ soll am nächsten Sonntagabend kommen; ein abermaliges Konzert der Wagner-Vereine mit teilweise unbekanntem Stücken von Wagner, Liszt und Verdi ist für 9. April angesagt, vermutlich mit öffentlicher Probe am 8.; und jedenfalls wird die Osterzeit weltlichen und nicht-weltlichen Interesses eine Fülle von ernster Musik bringen. Dazwischen gelangen die verschiedenen Konzertschulen von Solisten und Kammermusikern allmählich zu ihren Schlusshabenden: so das Uebel-Quartett am 29. und die Gura-Abende am 30., gleichzeitig mit einem „Schöpfung“-Konzert der Singakademie; am 1. April schließen Galiss Quartette, am 6. Darths Abende mit einem besonders günstigen Kammermusik-Programm; für 2. April kündigt sich die „Berliner Liedertafel“ an, und Sänger wie die Melba (am 29. März). Nur Mühlen (am 7. April) n. a. wiederholen ihre bewährten Stünfte. Näherstehende werden immer noch interessiert für die Streiffrage über Mosers Verbesserung des Resonanzbodens im Klavier; einige Zeit nach der Erzählung von Mosers angeblichem Hereinfall folgte ein der Sache eher günstiger, im übrigen an Geduld

appellierender Ausdruck Professor Simyfs: das letzte ist derzeit ein aus vorliegender „Offener Brief an die musikalische Welt“ von der hiesigen Instrumentenfabrik „Reform“, der zwar in interessanter Weise zu Gunsten der Streichfrage spricht, aber durch aufgeregten Ton und durch Mangel an Sachlichkeit auch wieder abflößt. Leider noch nicht zur Streiffrage geworden ist die Aufnahme des neulich aufgeführten Vorspiels zu Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“ bei der Streif; so viel ich erfuhr, lauteten die Urteile recht absprechend, und die Fülle verächtlicher Ausdrücke, die Otto Lehmann in seiner „Allgemeinen Musik-Zeitung“ über jene Komposition losgelassen hat, werden hoffentlich von einem künftigen Musikhistoriker zur Kennzeichnung unserer Zeit aufbewahrt werden.

Daß den vom allgemeinen Interesse begünstigten Konzerten immer wieder solche zur Seite stehen, um die „man“ sich nicht kümmert, die es aber erst recht verdienen würden, haben wir schon mehrmals hervorgehoben und verwertet. So ließ ich dem neulich das Benefiz-Konzert der Philharmoniker beiseite, obwohl es von Hans Richter dirigiert wurde, dem zwischen Wien und England pendelnden, von den modernen Pultvirtuosen durch seine ruhigere, ältere Weise absteigenden Pultmeister. Mehr zog mich das volkstümliche Konzert des Moskischen Bläserbunds an. Professor Julius Kosled ist längst bestens als Künstler, Lehrer und Lehrbuch-Versasser für Trompete und verwandte Instrumente bekannt; sein jetziges Orchester entstammt, wenn ich nicht irre, einem seinerzeitigen „Kornettquartett“. Im Gegensatz zu dem gewöhnlichen, aus Streichern, Bläsern und Schlaginstrumentalisten bestehenden Orchester, und auch zu der aus Holz- und Blasinstrumenten bestehenden „Harmoniemusik“ spielen hier nur Blechbläser; also eine Zusammenstellung, die sonst meistens „Hornmusik“ heißt und uns unter dem Namen „Posaunenchor“ bereits an einer anderen Stelle untergekommen ist. Gewöhnlich tritt zur Belebung noch ein Paukenpaar hinzu. Wenn ich recht gezählt und diese zum Teil miteinander nicht nur leicht vertauschbaren, sondern aus der Ferne auch leicht verwechselbaren Instrumente richtig erkannt habe, so sind es folgende: An der Spitze stehen etwa 14 Cornets à pistons, die hier die Rolle der Violinen im gemischten Orchester oder der Klarinetten im Militär-Orchester vertreten. Die mittleren Stimmen werden von etwa 8 Trompeten, etwa 8 Flügelhörnern und 5 Hörnern engeren Sinns vertreten, die hiesigen von 9 Posaunen, 3 Baßtuben und 2 Kontrabaßtuben. Also mit dem Paukenschläger 50 Mann. Als Einleitung kam eine von Kosled komponierte Trompetemusik der heroisch-ritterlichen Trompeter- und Paukerkunst, ausgeführt unter Begleitung von Pauken (die mir aber in dieser Komposition doch etwas zu üppig behandelt scheinen) von 11 „Heldrumpeten“, den unsern Beulitrompeten vorhergehenden alten Naturtrompeten. Selbstverständlich muß sich eine Komposition für diese auf die „Naturtöne“ beschränken, also auf die elementarsten Bestandteile der Tonleiter; in diesem engen Bereich bewegt sich freilich die „Fanfare“ um so prächtiger, stieghafter... Herr Kosled hat in seinem Dirigieren etwas Heroisches, doch ohne Affekation; nur sollte er, scheint mir, in der Tempopahme noch ruhiger sein, namentlich wo es das Abklingen von Phrasen und das Anklingen neuer gilt — vielleicht würden dann auch die im allgemeinen nicht sehr starken Verschiedenheiten der Bläsergruppen besser hervortreten und manche Einförmigkeiten in Volksliedern und Gesangsbegleitungen behoben werden. —

Humoristisches.

— Gut gezogen. Aber, Herr Wimmerl, was machen denn Sie da oben auf dem Kleiderschrank?
 „Na, Sie sehen doch, meine Frau hat großes Reinemachen, und da hat sie mich derweil hier heraufgesezt!“
 — Ein guter Geist. Fran: „Was thätest Du, wenn Dir im Keller ein Geist erscheinen würde?“
 Mann: „Wenn es ein guter Geist wär, thät' ich ihn — austrinken.“ —

Notizen.

— Die Berliner „Secession“ erweitert ihr Ausstellungsgebäude in der Kantstraße durch den Anbau eines neuen Oberlicht-Saals. Die Ausstellung wird sich nach dem „V. T.“ in diesem Jahr größer gestalten als im vorigen. Eine Sammlung der hervorragendsten Werke von Hans v. Marées aus der Schleichheimer Galerie, Kollektionen von Adolf Hildebrand, Hans Thoma und Fritz v. Ullde, sowie eine Reihe von Werken von bedeutenden ausländischen Künstlern gelangen diesmal zur Ausstellung.
 — Dem Berliner „Goethe-Bund“ zum Schutze der freien Kunst und Wissenschaft sind sofort 700 Mitglieder beigetreten.
 — Die Berliner Mozart-Gemeinde zählt jetzt 800 bis 900 Mitglieder.
 — Der Berliner Geschichtsmaler Adolf Henning ist im Alter von 91 Jahren gestorben.
 — In Prag wurde ein Lustspiel „Zwei Eisen im Feuer“, eine freie Bearbeitung eines Stücks von Calderon, mit großem Erfolge aufgeführt.
 — „Der Probekandidat“ von Max Dreher wurde in Kopenhagener „Dagmar-Theater“ erfolgreich aufgeführt. —